Das tat der Oberst denn auch, als der Leutnant wieder zurück war, aber der nahm sich den Aufschnauzer so zu Herzen, daß er abermals nierenkrank wurde und sich zur Bett legte.

Und das tat er auch in Zukunft, so oft er wegen seines Parademarsches einen hereingewirzt bekam.

So blieb dem Oberst nichts anderes übrig, als, wenn auch sehr gegen seine Ueberzeugung, den Parademarsch fortan zu loben.

Das half, und voller Ingrimm mußte sich der Oberst eingestehen, daß sein Leutnant ihm „in der Schlaue" ganz bedeutend überlegen war: Der Trick, den der Herr Oberst sich ausgedacht hatte, um es zu verhindern, daß sein Leutnant nicht sogar bei dem Besuch Seiner Majestät unangenehm auffiel, war selbst der Trick seines Leutnants geworden, mit dem dieser sich vor jedem Tadel bei dem Parademarsch schützte, selbst dann, wenn Seine Majestät gar nicht daran dachte, seinen Besuch anzumelden!

Der tiefe Ausschnitt.

Eine Philippika vor zweihundert Jahren.

Aus dem Englischen von Sophus Andersen.

In dieser Zeit winterlicher Ballettlichteiten, da die Damen der Gesellschaft mit dem eigenen Vergnügen, zu ammutig den Chrgeiz zu verbinden wissen, vor Männeraugen — und den neidischen ihrer Mitschwestern — schön und verführerisch zu erscheinen und die Befriedigung dieses Ehrgeizes den Gipfel ihrer Glückseligkeit bildet, in der Periode wirbelnder Tanzvergnügen und gesellschaftlicher Paraden, da die Schönen sich in der Vorführung wertvollen Zuweleischmucks und glänzender Toiletten gegenseitig zu überbieten suchen und fast die einzige Uebereinstimmung all ihrer mannigfaltigen kostbaren Körperhüllen die ist, daß sie eigentlich keine sind, daß sie von den besonderen persönlichen Reizen mehr verraten als verheimlichen und in ausgleichender Gerechtigkeit oben am Stoff sparen, was sie unten zu viel hinter sich herschleifen, in diesen bewegten Nächten männermordender Schönheitskonkurrenzen in erlesenstes Festkleid darf wohl eine kleine Plauderei ans Licht gezogen werden, in der sich vor nun zweihundert Jahren, im Juli 1713, Joseph Addison, der glänzende englische Publizist, hervorragende Politiker und humorvolle Sittenrichter, gegen den „tiefen Ausschnitt", dem auch schon im lustigen Alt-England die Damenwelt — und fast mehr noch, als Genießer, die Herren der Schöpfung — huldigte, mit beherzigenswerten Worten wandte. Addison war ein Meister der Kunst, auch beim Moralisieren unterhaltend zu sein, und seine Ausführungen und kleinen Seitenhiebe haben zwar immer einen ernsten Unterton, arten aber niemals in trockene Predigt aus, er weiß Gewichtiges in gefälliger Form vorzutragen, immer schaut ihm der Schalk lächelnd über die Schulter, und so hört man seinen Worten, die, an Begebenheiten und Vorkommnisse des Tages anknüpfend, doch bleibende Wahrheiten enthalten, auch heute noch willig zu, darf sie aktuell und anregend finden, und es lohnt wohl, ein wenig bei ihnen zu verweilen, mag der Beobachter sich auch manchmal ein bischen weniger verblümt ausdrücken, als das heute zugelassene Sitte ist. Der damals einundsiebzigjährige Addison sagt:

„Wir erinnern uns wohl alle einer Verzierung des weiblichen Gewandes, die von den Einen als Brustlatz, von Anderen als Halskrausen bezeichnet wurde, aus einem Stressen feinen Linnens bestand und in zart gekrausten Falten den oberen Rand des Mieders umgab, und so einen beträchtlichen Teil der Schultern und des Busens ihrer Trägerinnen verhüllte. Nachdem ich so eine Erläuterung des Brustschutzes gegeben habe, kann ich nicht umhin zu bemerken, daß unsere Damen in letzter Zeit sich dieses „Feigenblättchens" entledigten und nunmehr ihre zarte Schwellung des Busens, die es verbergen sollte, in ursprünglicher Bloßheit zur Schau stellen. Was sie damit bezweckten, werden sie ja wohl selber am besten wissen.

Wir fiel das auf, als ich jüngst bei einer befreundeten Dame einer Besucherin von Rang gegenüberfaß und, als ich ihr das Antlitz sah und hierbei mein Blick zufällig über ihren Busen glitt, durch Schönheiten überrascht wurde, die ich zuvor nimmer entdeckt hatte; und ich wage nicht auszumalen, wohin mein Auge sich verirrt haben würde, wenn ich es nicht schleunigst im Zaum gehalten hätte. Als die Dame meinen Blicken entnahm, daß ihr Hals wohl zu einem gar zu lockenden und bezaubernden Gegenstand der Bewunderung gemacht hatte, selbst für einen gesetzten Mann meines Charakters, konnte sie ein Erröten nicht unterdrücken. Kaum vermochte ich mir zu verkneifen, über einen so unziemlichen Anblick meine schirmende Hand zu breiten.

Betrachten wir die Bildnisse unserer Urgroßmütter zu Königin Elisabeths Zeiten, so sehen wir sie abwärts bis zum Handgelenk, aufwärts bis zum Kinn verhüllt. Nicht als Hände und Gesicht ihrer schönen Persönlichkeit ließen sie frei. Die Frauen der nachfolgenden Generation entblößten schon mehr von ihrer Leiblichkeit. Zunächst schürzten sie ihre Aermel bis über den Ellbogen empor und waren trotz der zarten Empfindlichkeit ihres Gesamtteints nicht ungern bemüht, in dieser Weise die Wissenschaft der Menschheit zu bereichern, mochten ihre Arme auch der Rauheit der Luft und den Unbilden der Witterung preisgegeben sein. Der kleine Kunstgriff kam ihren Wünschen entgegen und lieferte gar Viele ihren Armen aus, die ihnen vielleicht entgangen sein würden, wenn diese noch verhüllt gewesen wären.

Ungefähr um dieselbe Zeit kamen unsere Damen zu der Ueberzeugung, daß der Nacken doch ein gar zu liebesmütterlich bedachter Teil des menschlichen Körpers sei, und sie bereiteten ihn von jenem Tage — ich meine die ungeheuerlichen Steifkrausen — unter dass ihrer Großmütter Einfall sie gedeckt hatte. Je mehr dann die Kultur sich verfeinerte, um so tiefer sank das Gewand herab, so daß wir heute, wenn wir die schönen Hals einer Dame sehnen, darunter sehr viel der an- und umliegenden Gegenden mitverstehen. Das Ablegen des Brustschutzes hat die Grenzen um noch erweitert, so zwar, daß in unseren Tagen der „Hals" einer vornehmen Frau annähernd die Hälfte ihres Körpers in sich begreift.

Seitdem uns nun der weibliche Hals in dieser Weise gleichsam zuwandt und die Damen nicht abgeneigt zu sein scheinen, sich uns mehr und mehr zu entrüsten, bremse ich sittlich darauf mir von ihnen verraten zu lassen, wie weit zu gehen sie noch beabsichtigen und ob sie unterminander schon darüber einig geworden sind, an welcher Stelle Halt gemacht werden soll.

Was mich selbst betrifft, so sind in meinen Augen ihre Hälse, wie sie sie zu nennen belieben, nichts anderes als Büsten von Alabaster, ich kann auf den „Gefallenen Marmor einer schneeigen Brust" mit derselben Verzückten Blicken blicken, wie der Alterumsforscher sich in die Linien seines Gegenstandes versenkt. Aber meine anmutigen Freundinnen sollten nicht vergessen dass nicht alle ihre Besonderen dem alten Rector gleichen. Nicht jeder ist durch Jahre und Philosophie dahin gelangt, derjenigen Reize mit Gleichmut zu betrachten. Die Augen junger Männer sind wißbegierig und eindringlich, ihre Einbildungskraft ist von schwärmerischer Art, und sie haben noch nicht gelernt, ihrer Leidenschaften Zaum und Zügel anzulegen. Es beunruhigt mich, wenn ich eine Dame der guten Gesellschaft sich so den Blicken jedes sie umschwärmenden Burschen preisgeben sehe. Wie darf sie erwarten, daß ihr Mann sie schützen werde, wo sie selber in dieser Weise herausfordert?

Im letzten Winter, nach der Abfassung des Busenschutzes — die Damen mögen entschuldigen, wenn das nicht der richtige Ausdruck sein sollte — konnte ich häufig beobachten, wie die gewohnheitsmäßigen Kurtsmeider dem Spiel ihrer Augen eine neue Reihenfolge beigebracht hatten und den Schönen zunächst in den Ausschnitt und dann erst ins Angesicht sahen. Um derartige freche Zudringlichkeiten abzuschneiden, möchte ich meinen gefälligen Schülerinnen nahelegen, doch ihre Brusttücher wieder anzutun, um sich hiermit die Bescheidenheit des Charakters zurückzugewinnen, und nicht in der Nackheit, sondern vielmehr in der Unschuld ihrer Mutter Eva nachzuäffern.

Was mich bei dieser Frage besonderheit am meisten bekümmert, ist ich darf sagen bestürzt gemacht hat, ist der von mir wahrgenommene Umstand, daß die Anstifterinnen in dieser Mode fast durchweg verheiratete Frauen waren. Was für einen Zweck sie bei dieser Entblößung verfolgen, vermag ich mir nicht recht klar zu machen. Niemand dieset doch Ware an, die schon ihren Käufer gefunden hat. Sobald der Vogel ins Garn gegangen, sollte der Köder entfernt werden.

In der Verfassung des berühmten Lykurgus gab es eine bemerkenswerte Einrichtung. Da dieser große Gesetzgeber wußte, daß Reichtum und Ruhm des Staates durch die Zunahme der Zahl seiner Bürger gefördert werden, ist er alles, was in seinen Kräften stand, Ehelichkeiten herbeizuführen. Deshalb schrieb er als Tracht der ledigen jungen Spartanerinnen ein gewisses loses Gewand vor, das knisterd mit einer Anzahl Falten versehen war und in der Bewegung seiner Trägerin sonst verborgene Stellen ihres Körpers mehr oder minder entblößte. Derart waren die Lockungen und Verlichungen, deren dieser weise Gesetzgeber sich damals bediente, um die Jünglinge zum Heiraten anzuspornen. Sobald aber ein Mädchen unter die Haube gebracht war, wurde ihr ferner nicht gestattet, den männlichen Teil der Bevölkerung in Versuchung zu führen, und ihre Gewandung wurde mit der heutigen größten Sorgfalt zusammengeräht und blieb fortan züchtig verschlossen. Die Bildung ihrer Gliedmaßen, die Beschaffenheit ihres Buchses hatten ihre Bestimmung erreicht und waren in Zukunft der Neugier der Menge ein für alle Mal entzogen.

Ich möchte an diese Betrachtungen über das Brustituch eine Moral hängen, die sich mir bei mancher Gelegenheit offenbart hat und die ich meinen angenehmen Freundinnen nicht eindringlich genug predigen kann, nämlich, daß beim Weibe nichts so sehr die Schönheit steigert und verklärt wie Sittsamkeit. Das hat schon Ovid erkannt, der bewunderswerte Meister in der Kunst zu lieben. In diesem Sinne bezeugt er, daß Venus am lieblichsten in der Gestalt erscheine, wo sie sich vor dem Auge des Beschauers „schamhaft verbirgt". Höchstwahrscheinlich hatte er hierbei die Statue vor Augen, die wir noch heute in der Venus von Medici bewundern und in der die Liebesgöttin in scheu sich zurückziehender Haltung dargestellt ist, wobei sie mit der einen Hand den Busen bedeckt.

Um es kurz zusammenzufassen: Züchtigkeit und Reinlichkeit verleihen der Jungfrau eine lieblichere Schönheit als selbst die Blüte der Jugend, geben der Frau weibliche Würde und erobern der Witwe ihre Jungfräulichkeit zurück.

Lustige Ecke.

* Der „indirekte" Vegetarianer. Herr X. besucht seinen Freund Y., der stets von den großen Vorzügen der reinen Pflanzenkost spricht und trifft ihn bei Tische. „Aber, bester Freund, ich dachte, Sie wären ein unerbittlicher Vegetarianer! Und nun muß ich sehen, daß Sie Hammelfleisch essen?!" — „Natürlich, ich bin indirekter Vegetarianer, ich genieße ausschließlich Fleisch von Tieren, die sich vegetarisch ernähren".

* Der Kellner als Erzieher. Zwei Herren, Vater und Sohn, kommen in fashionables Restaurant in Boston. Der alte Herr, ein echter Yankee alten Schlages, hat kaum Platz genommen, als er schon seine Serviette unter das Kinn knüpft. Der Kellner tritt heran, und der alte Herr fragt gemütlich: „Können wir hier einen Lunch nehmen?" — „Jawohl, Herr", antwortet der Kellner von oben herab, „aber rasiert werden können Sie hier nicht."

* Im letzten Stadium der Seekrankheit. „James, denk' Dir, hier ist ein drahtloses Telegramm, daß Onkel uns 10 Millionen hinterlassen hat!" Mit diesen Worten stürmt die junge Frau zu dem auf dem Sofa liegenden Gatten, den die Seekrankheit ordentlich gepackt hat. „Gut, jag' dem Kapitän, er kann sie kriegen, wenn er mich gleich an Land setzt".

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 5:

„Brigadegeneral".

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser wie sonst zu veröffentlichen.

Die Prämie:
Die letzten Tage von Pompeji,
Roman von Bulwer,
entliehen aus H. Weiser, Beesen.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	deutsches Land.
2	3	1	10									Raubvogel.
3	6	11	10	5								Teil der Erde.
4	2	3	5	4	6							Planet.
5	3	6	10									Teil des Kopfes.
6	3	7	8	6	10	5						deutsches Land.
7	11	12	3	2	2	10						Genußmittel.
8	3	6	10									schmackhaftes Tier.
9	10	11	5									Getränk.
10	11	5	6									Zahlwort.
11	2	3	5									Land in Asien.
12	10	11	12	10								Musikinstrument.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Zweizüger von Wardener.

Weiß. (9+10)

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 4.

Dreizüger von R. Erlin.

W. Kb7, Dg8, Le2, Se4, Ba2, e2, e5, g3, g5.
Schw. Kd4, Le1, Se1, Bb6, c3, c5, f6.

1. Dg8—e6 de 2. Dh6† Ke3 3. Df5†. — 1... Kc4: 2. Dh6: Se2: 3. a3 — 2... d4 3. Ke6. — 1... b5! 2. Dg4† Kc3 3. De5†! — 1... Sd3: 2. Dh6:† Sc3: 3. Ke6. 1. Dd8 scheitert an b6—b5.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 6 | **Halle a. S., Sonntag, den 9. Februar** | **1913**

Fräulein Mimi.

Skizze von W. Scharreimann.

Das kleine Fräulein Mimi! Den lieben, langen Tag sitzt sie hinter ihrem Fenster, das im Erdgeschoß einer der Mietskasernen der Großstadt liegt und auf einen Hof hinausgeht, der noch dunkler und schmutziger als die hohen, berußten Wände der benachbarten Häuser ist.

Aber wer in Verhältnissen lebt, wie die kleine Putzmacherin, ist nicht so anspruchsvoll, eine schöne Aussicht zu seinem Zimmer zu verlangen und hat auch nicht viel Zeit, hinauszusehen und Betrachtungen anzustellen.

Besonders wenn die Saison heranrückt, nimmt die Arbeit für die Kleine rein überhand! Hüte über Hüte warten dann darauf, mit Blumen und seidenen Bändern aufgeputzt zu werden! Bis tief in die Nacht hinein sitzt sie dann und probiert und stichelt, kramt zwischen Fäden und künstlichen Blumen, probiert von neuem und stichelt dann wieder.

Jeden Abend kommt ein Laufmädchen aus dem Geschäft, für das sie arbeitet, legt die fertigen Hüte in riesige Hutschachteln und trägt sie fort.

Das geht so einen Tag wie den andern. Zuweilen sieht das kleine Fräulein den ganzen Tag kaum jemand anders, als den Boten aus dem Geschäft.

Aber abends kommt ihre Freundin Anna zuweilen zu Besuch, eine Stunde nach Feierabend.

Dann sitzen die beiden ein paar Stunden lang zusammen und plaudern, wie ein paar kleine Vögel zusammen zwitschern, mit hellen, dünnen Stimmen, heiter und unbefangen.

Aber zuletzt endet ihr Gespräch jedesmal bei der Liebe.

„Nein", sagt Mimi, als Anna eines Abends von ihrem Schatz erzählt, „wie glücklich Du sein mußt".

„Meinst Du?" fragte die, und sieht gedankenvoll aus.

„Wenn ich an mich denke —"

Die Freundin schickt einen schnellen Seitenblick zu ihr hinüber. Kein Wunder, wenn sie es überlegt! Mimi ist nicht hübsch. Selbst sie als ihre Freundin findet das. Die Nase ist zu breit, der Mund ein wenig schief, und wenn auch die Augen sanft und freundlich blicken — die Wangen könnten frischer und runder sein, das Haar üppiger und die Figur voller und ansehnlicher.

„Ja", entgegnete sie, „wenn Du hier immer wie eine Maus im Loche sitzt! Hier sieht Dich keiner! Du mußt mehr unter Menschen gehen, Vergnügungen mitmachen —"

Unter Menschen gehen! Das ist es ja gerade, was ihr so schwer fällt! Nach dem Tode ihrer Mutter ist sie kaum an einem Sonntage mehr hinausgekommen ins Freie. Sie hat niemanden, mit dem sie gehen könnte! Ihre Freundin wird Sonntags von ihrem Schatz geführt — da will sie sich nicht lästig machen.

„Ja, wenn das so einfach wäre!" sagt sie. „Wohin soll ich denn? Wer so allein steht, wie ich, nicht wahr?"

Anna sieht sie mitleidig an.

„Weißt Du", sagt sie. „Du könntest am nächsten Sonntag einmal mit uns gehen, mit Oskar und mir, meine ich — Oskar wird gewiß einverstanden sein, wenn Du Dich anschließt!"

Wirklich sitzt sie am nächsten Sonntag abend mit ihrer Freundin und deren Schatz in einem Gartenrestaurant.

Es ist ein warmer Juniabend. Bunte Lampions leuchten unter den Kronen der Bäume, und alle Tische sind dicht besetzt. Nicht weit von den Freundinnen spielt eine Kapelle in einem kleinen Pavillon.

Wie gebannt hängen Mimis Augen an dem ersten Geiger. Das Instrument unter dem Kinn, das lange, schwarze Haar in den Nacken gestrichen, eine rebellische Locke quer über der Stirn, steht er da. Wie er den Bogen führt! Was für feurige Blicke er über die Menge wirft!

Sinn und voll singt seine Geige, perlt und klingt, als rieselten silberne Kugeln in kristallene Schalen.

Der kleinen Putzmacherin ist alles wie ein Traum! Das Bier, das Annas Freund mit gönnerhafter Freigebigkeit spendiert hat, die Musik und das Gewirr der lachenden, durcheinander schwatzenden Menge versetzen sie in einen gelinden Rausch. Selbstvergessen sitzt sie da. Kein Auge wendet sie von dem Geiger.

Sie schreckt ordentlich zusammen, als die Musik mit einem Ruck abbricht und an allen Tischen das Klatschen der Gäste einsetzt, — so hingerissen hat sie gelauscht.

Je später die Stunde wird, desto aufregender wird die Musik, desto lauter werden die Stimmen, freier die Bewegungen um sie herum.

Erst um Mitternacht macht die Kapelle Schluß. Kein Mensch hat mehr auf die letzten Nummern gehört. Lärm und Lachen, Geklapper mit Biergläsern und Tellern erfüllen die Luft. Ungeniert halten sich hier und dort an den Tischen Liebespaare umschlungen. Verwirrt steht Mimi auf. „Laßt uns weggehen jetzt, Anna", drängte sie leise.

„Aber warum denn nur mit einem Male?"

Da kommen ihr die Tränen. Sie weiß selbst nicht, warum. Das Herz ist ihr so voll, und sie fühlt sich so namenlos unglücklich. Wäre sie nur nicht hierher gegangen heute!

„Aber, Mimi!" flüstert die Freundin, „sei doch vernünftig! Was ist Dir denn nur?"

Erst ein paar Abende später beichtet sie der Freundin.

Die lacht sie aus, laut, schallend. „Ja, bist Du denn rein verdreht?"

Sie weiß selbst, wie unsinnig es ist, aber sie kann den Gedanken an den Geiger nicht loswerden, das ist es! Und es ist nicht schön von Anna, so zu lachen.

Sie wird wohl wieder mit ihr darüber sprechen, nein, gewiß nicht. Eher wird sie sich die Zunge abbeißen, als daß sie nur ein Wort wieder davon sprechen wird.

Anna hat genug zu tun, sie nur einigermaßen zu versöhnen. Ein wenig verstimmt scheiden die beiden Freundinnen.

Nach einigen Tagen kommt Anna wieder.

Lange will die Unterhaltung nicht recht in Fluß kommen. Anna scheint sich zu fragen, und Mimi ist schweigsam und einsilbig.

Endlich beginnt Anna doch.

„Weißt Du", sagte sie, „ich habe noch mal darüber nachgedacht — und möchte Dir nur etwas vorschlagen, ja?"

„Nun?" fragt Mimi.

„Warum schreibst Du dem Geiger nicht mal, wenn Du ihn so gern hast?"

„Aber Anna!"

„Nun ja, was ist denn schließlich dabei? Du bestellst ihn zu einer Aussprache: kommt er nicht, ist ja alles noch, wie es heute ist".

Die kleine Putzmacherin ist außer sich vor Aufregung. Nein, das wird sie niemals tun! Nie! Was wird er von ihr glauben? Nein, wie Anna nur auf solche Gedanken kommen kann?

Aber Anna weiß auf jedes Bedenken eine Entgegnung, und nach einer Viertelstunde rückt sie gar mit dem Geständnis heraus, daß sie gewußt hat, daß Mimi sich nach entschließen würde, und daß sie darum so frei gewesen ist, an Mimis Stelle einen Brief an den Geiger abzuschicken, und daß sie bereits postlagernd Antwort erhalten hat!

Sie zieht einen zusammengefalteten Brief aus dem Busen und reicht ihn der Freundin.

Der ist, als drehe sich die Stube um sie im Kreise.

„Aber Anna!" stammelte sie.

„Lies doch nur!"

Mit vor Aufregung zitternden Händen faltet sie den Brief auseinander und wird rot und blaß beim Lesen.

Er schreibt, daß er die holde Unbekannte am folgenden Tag um fünf Uhr beim Muschelbrunnen in der Allee zum Stadtwald erwarte.

In der Nacht kann sie vor Herzklopfen nicht schlafen. Tausemal sagt sie sich, daß sie bestimmt nicht gehen wird, niemals, auf keinen Fall. Aber immer wieder drängt es sich in ihre Vorstellungen: Wenn ich nun doch ginge? Was wird er sagen? Was wird daraus werden? Bis zur letzten Minute schwankte sie — und steht dann zur erbetenen Stunde doch an dem bezeichneten Platze.

Menschenleer und still liegt die Allee vor ihr. Leise plätschert der Brunnen.

Ein Spaziergänger kommt einen Seitenweg herauf. Erleichtert atmet sie auf. Gott sei Dank, er ist es nicht.

Dann hofft sie wieder, daß er kommen möge, und wünscht doch im nächsten Augenblick das Gegenteil.

Da kommt er wirklich! Sie erkennt ihn schon von weitem und ist halb bewußtlos vor Aufregung.

„Mein Fräulein!" redet er sie an und lüftet den Hut.

„Mein Herr!" antwort sie und glaubt in den Boden sinken zu müssen vor Scham.

„Sie waren so liebenswürdig, mich um eine Zusammenkunft zu bitten?"

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie belästigt habe", haucht sie und weiß nicht, was sie reden, noch beginnen soll.

„Vielleicht gehen wir ein paar Schritte zusammen?" schlägt er vor, um ihrer peinlichen Verlegenheit ein Ende zu machen.

Sie nickt nur zur Antwort und trippelt neben ihm die Allee hinunter, vor Verwirrung zitternd, unglücklich und selig zugleich.

Schon bei der nächsten Bank muß sie sich setzen. Sie fühlt sich so wunderlich schwach mit einem Male.

„Wie häßlich sie ist!" denkt er, sie heimlich musternd, und zwirbelt nervös seinen Schnurrbart. Er hat sich das Zusammentreffen mit der Unbekannten doch wesentlich anders vorgestellt.

„Es war recht aufdringlich von mir", flüstert sie und wagt nicht aufzusehen, blutübergossen. „Aber Ihr Spiel neulich abends — da meinte ich — Sie würden —"

Sie weiß nicht, wie sie fortfahren soll, bricht ab und sieht hilflos zu ihm auf, der mit gerunzelter Stirn vor ihr steht und sich Mühe gibt, seine Verstimmung zu verbergen.

„Sie denken gewiß schlecht von mir", setzt sie leise hinzu, als sie seinen Ausdruck gewahrt, und fühlt, wie sie erbleicht.

„Aber ich bitte Sie!" entgegnet er und versucht, verbindlich zu erscheinen. „Es ist mir ein Vergnügen, ein paar Minuten mit Ihnen zu verplaudern!"

„Sehr freundlich!" lispelt sie und sucht krampfhaft nach Worten. „Ich habe mich schon die ganze Woche auf den kommenden Sonntag gefreut", beginnt sie wieder.

„Auf den kommenden Sonntag?" fragt er verwundert.

„Wenn Sie wieder spielen werden!"

„Nein", lacht er nun doch ein wenig geschmeichelt. „Ich spiele Sonntag nicht mehr hier!"

„Nicht?" fragt sie und wird noch um einen Schatten bleicher.

„Nein, für Sonntag bin ich bereits nach Brünn verpflichtet, ich reise noch heute."

„Wirklich", sagt sie und zwingt sich zu einem Lächeln.

„6 Uhr 17 geht der Zug. Ja."

„Da habe ich Sie gerade in Ihren Vorbereitungen gestört! Nicht wahr, Sie — Sie — tragen es mir nicht nach, wenn —"

„Aber ich bitte Sie!" macht er und muß lächeln, trotz seines heimlichen Aergers über ihre Unbeholfenheit und Häßlichkeit.

„Ich muß von hier aus gleich zum Bahnhof. Wenn es Ihnen recht ist, könnten wir den Weg dorthin nehmen. Ich spare dadurch Zeit."

Unterwegs plaudert er von seinen Reisen und Konzerten, gleichgültig und gelangweilt, und doch ein wenig geschmeichelt von ihren bewundernden hingebungsvollen Blicken und Antworten.

Nach einer Viertelstunde ist sie über ihre anfängliche Beschedenheit hinaus. Interessiert hört sie ihm zu, und eine neue Welt geht ihr auf. Was für ein Leben so ein Künstler führt, welche Abwechslungen, welche Freuden, welches Hin und Her!

„Nur bezahlt wird man schlecht, wissen Sie! — Die Kunst geht nach Brot! Heute mehr als sonst. Jeder Wirt kann einen ausnutzen! Wirklich", lacht er plötzlich mit einem raschen, forschenden Seitenblick, „Sie werden es mir nicht glauben — aber ich habe kaum das Reisegeld bis Brünn! Und dabei hab' ich schon Vorschuß von dort!"

„Ach", sagt sie und schweigt betreten still.

„Wirklich", sagt er, „ich könnte sonst überhaupt nicht reisen!"

„Wenn — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen — vielleicht — wenn es Ihnen recht wäre — wenn ich Ihnen — ich meine, daß ich Ihnen etwas leihe? Viel kann es ja nicht sein. Aber vielleicht kann ich Ihnen mit einer Kleinigkeit aushelfen?..."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130209025/fragment/page=0001

ich habe mir während der Saison etwas erspart. Wenn Sie davon Gebrauch machen wollten?"

„O — sehr liebenswürdig von Ihnen, wirklich, sehr liebenswürdig! Aber nach so kurzer Bekanntschaft? Ich könnte Ihnen das Geld zu allerdings zum Ersten wieder herüberschicken . . . Aber —"

„O, das eilt nicht, eilt wirklich nicht so!" sagt sie und liebert vor Glück, etwas für ihn tun zu können.

„Aber Sie müßten schon mit zu meiner Wohnung kommen . . ."

Eilig gehen sie.

Nie ist ihr ein Weg so schon vorgekommen, wie der, den sie nun geht, nie sind ihr die Häuser so leicht gewesen, wie jetzt! Aufgeräumt plaudert er neben ihr, und seine Worte sind wie Musik in ihren Ohren.

Vor ihrer Wohnung angekommen, wartet er unten.

„Nein", sagt er, als sie zurückkommt und ihm unauffällig die erbetene Summe übergibt, „wie nett Sie sind! Also, wie gesagt — zum Ersten, nicht wahr? Ihre Adresse habe ich mir gleich notiert! — Ich danke Ihnen herzlich. Es ist wirklich sehr nett, mir nach so kurzer Bekanntschaft —"

Ihr Gesicht scheint von einem inneren Glanz erleuchtet zu sein, wie sie nun neben ihm geht. Ihre Augen leuchten und hängen voll Hingabe an ihm, der sich wirklich Mühe gibt, sie zu unterhalten, liebenswürdig und aufmerksam zu sein.

An einer Straßenecke kauft er ihr ein paar Nelken . . .

Sie begleitet ihn bis an den Zug.

Noch vom Coupé aus plaudert er mit ihr.

„Schade, daß sie so häßlich ist!" denkt er und fährt sich mit der Hand durch das ungebändigte Haar.

„Wie strahlend schön er ist!" denkt sie im selben Augenblick und schaut zu ihm auf, mit Augen, in die das Glück seine hellsten Lichter gesetzt hat.

Nur wenige Minuten sind es noch bis zur Abfahrt. Unaufhaltsam rückt der Zeiger der großen Uhr weiter, und sie weiß, daß das Glück, das ihr so unverhofft erblüht ist, mit seiner Abfahrt zu Ende geht.

„Kommen Sie niemals wieder hierher zurück?" fragt sie leise.

„Wer weiß!" lacht er und zuckt die Achseln. „Das ist nicht zu wissen. Wirklich nicht."

„Schreiben Sie mir einmal? Ja, wollen Sie?" bittet sie. „Ich hab' in diesen Wochen so viel an Sie gedacht!" will sie hinzusetzen, aber die Worte bleiben ihr im Munde stecken.

Eine Dame mit einer eleganten Ledertasche kommt aufgeregt und eilig den Bahnsteig entlang. Ein Hut mit riesigen Straußenfedern, in auffälligen Farben garniert, schwankt auf ihrer Frisur.

„Endlich finde ich Dich, Hansi!" sagt sie und reicht ihm die Tasche ins Coupé. „So was! Seit einer halben Stunde warte ich schon auf Dich! Du wolltest doch schon in einer halben Stunde in der Konditorei sein? Na, so was, sag ich bloß! Steht hier seelenruhig im Coupé und ist imstande, allein abzufahren, wenn ich nicht zufällig auf die Idee komme, er könnt' schon am Bahnhof sein!"

Mit lautem Knall wirft der Schaffner die Tür zu dem Abteil hinter ihr zu.

Durch die Schleier hindurch, mit denen die Tränen der Scham und Bestürzung ihre Blicke verhüllen, sieht sie, wie der Zug langsam zur Halle hinauszurollen beginnt, und sieht eine Hand lässig am Fenster winken . . . „Addio! Addio!" —

„Aber Fräuleinchen!" sagt ein paar Augenblicke später ein Kofferträger zu ihr, als er sie verschenkt mit einem Stoß anrempelt, „geben's doch Obacht!" — —

Wie im Traume befangen, kommt sie zu Hause an.

Anna wartet schon auf sie.

„Nun, wie ist's gegangen?" fragt sie, heimlich betroffen über den Ausdruck der Freundin.

Da bricht der Schmerz, den sie so lange krampfhaft niedergehalten hat, in ihr empor wie ein Strom, der seine Winterdecke sprengt, und weinend sinkt sie auf den nächsten Stuhl.

Und doch! Sie ist glücklich gewesen! Wenn auch nur einen einzigen Tag ihres armen, kleinen Lebens! Wenn er das letzte ihr erspart und die Illusion ihr geblieben wäre, geliebt zu sein.

Er wird nie wiederkommen! Nie! Sie weiß es. Aber sie hat ihm helfen, ihm einen Dienst erweisen können! Der Gedanke daran bricht wie Sonnenschein immer wieder durch ihren Schmerz, jauft und versöhnend.

„Weint doch nicht!" sagt Anna.

„Laß mich doch!" antwortet sie. „Ich bin ja so glücklich . . ."

Der Kuß.

Von **Maurice Level.** Autorisierte Uebersetzung von **Gutti Alien.**

„Ja, Schwester, mein armer Kleiner hat es sich einer Frau wegen angetan! Seitdem er sie kennen gelernt hat, war er nicht mehr derselbe. Er, der stets so Sanfte, Höfliche, war bösartig und roh geworden. Um mir seine Zahlung am Sonnabend vorzuenthalten, erzählte er mir die unglaublichsten Geschichten. Zuweilen wartete ich bis zwei Uhr morgens auf ihn und wenn er seine Tür geschlossen hatte und ich dann leise, unhörbaren Schrittes, damit er nicht ahne, daß ich ihn beobachtete, in sein Zimmer trat, sah ich, daß seine Lider geschwollen waren, und er noch im Schlafe weinte.

Anfangs glaubte ich, daß er Aerger in der Werkstätte habe. Ich ging zu seinem Chef, doch der sagte: „Keineswegs. Nur bemerken wir gleichfalls eine Veränderung an ihm selbst und an seiner Arbeit. Er muß schlechten Umgang haben".

Da habe ich ihn, immer darauf bedacht, daß er nichts merke, überwacht und habe von seinem Verkehr mit einem Mädchen unseres Viertels erfahren — einem leichtfertigen Weibe, einer Straßendirne — Verzeihung, Schwester — die sich am Abend auf den Gassen herumtreibt.

Wenn es eine Arbeiterin gewesen wäre, wie er, so hätte ich sie, trotz meines Alters, und trotzdem ich seinen Erwerb zum Leben brauche, miteinander verheiratet. Aber dieses! . . . Dennoch ging ich sie aufsuchen. Ich bat sie, ihn mir zu lassen, ich sagte ihr, daß ich nichts besäße, als ihn. Sie hat mir die Türe gewiesen . . . und auf der Treppe hörte ich sie noch schreien:

„Ihn Dir nehmen? Nun! Du wirst sehen, wie ich ihn Dir zurückschicke . . ."

Am anderen Tage brachte man mir meinen Kleinen auf einer Tragbahre mit durchschossener Brust. Meiner Meinung nach, und nach allem, was ich heraushörte, ist er mit ihr in Streit geraten, zuerst um meinetwillen, und dann, weil er ihr nicht genug Geld gab. Als er merkte, daß sie seiner überdrüssig war, ihn nicht mehr wollte, hat er den Kopf verloren und hat sich, ohne an das Böse oder an mich oder an sonst etwas zu denken, zu töten versucht. Ach! Das ist ein schwerer Kummer in meinem Alter".

Neben dem Bette des Verwundeten stehend, hatte die barmherzige Schwester ohne ein Wort der Erwiderung zugehört. Der Kranke, in seiner Schlaflosigkeit, zog die Luft in kurzen, ruckweisen Zügen ein. Die Mutter fuhr ganz zitternd fort.

„Was hat der Arzt gesagt? . . . Ist Hoffnung vorhanden?"

„Es ist sehr ernst, arme Frau, aber man darf nicht verzweifeln. Er ist jung . . . Gehen Sie jetzt nach Hause. Er soll, wenn er die Augen öffnet, nicht durch Ihren Anblick erregt werden. Seien Sie unbesorgt, er wird gut gepflegt werden. Sie können morgen, jeden Tag, auf einen Augenblick hereinkommen".

Heftiger weinend ging die Alte hinaus, während sie ihre Lippen zerbiß, damit man ihr Schluchzen nicht vernehme, und sich bei jedem Schritte an der Reihe der weißen, ganz gleichen Betten zurückwandte.

Tiefes Schweigen lag über dem Saale. Der Abend sank ganz leise herniedet. Das durch die Anwesenheit eines Eingetretenen verursachte Geräusch und Flüstern war nach und nach verstummt. Es war die Stunde, in der die müden Kranken schlummerten. Die Schwester setzte sich an das Kopfende des Verwundeten.

Sie war ganz jung. Ihre Augen waren klar und ihr Blick besaß noch das Staunende eines Kinderblickes. Ihr Mund zeigte noch nicht die Falte, die die unaufhörlich gestülperten Gebete einprägen. Ihr Gesicht war rosig und sanft. Die gutweisen aus der Haube über die Stirne fallenden Haare strömten goldige Reflexe darüber hin. Doch trotz ihres Kinderlächelns lauteten sie die Worte, welche Schmerzen beständigen. Wenn sie zu den Kranken sprach, hatte ihre Stimme den zärtlichen Tonfall einer Mutter oder einer älteren Schwester.

Etwa in der Mitte der Nacht kam der Verwundete zum Bewußtsein. Die Schwester hatte ihn nicht verlassen. Er wollte sie ausfragen. Sie machte ihm ein Zeichen, zu schweigen. Er gehorchte fügsam und schlummerte wieder ein.

Während der ersten Tage sah er sie so fast unaufhörlich neben sich sitzen. Er sprach wenig, furchtsam, fast schamerfüllt, blieb ganze Stunden hindurch unbeweglich mit geschlossenen Augen liegen, öffnete die Lider nur, wenn die Türe aufging und schloß sie dann wieder, um in seine Empfindungslosigkeit zurückzufallen.

In diesen sehr kurzen Augenblicken hatte er schüchtern zwei- oder dreimal gesagt:

„Schwester . . ."

Und wenn die Schwester sich über ihn gebeugt und gefragt hatte: „Was denn, Kleiner?" hatte er plötzlich wieder Herr seiner selbst, geflüstert: „Nichts . . . nichts . . ."

Eines Morgens wurde er kühn:

„Sagen Sie mir, Schwester, hat sich niemand, seit ich hier bin, nach meinem Befinden erkundigt?"

„Aber gewiß, Ihre Mama. Sie wissen es doch?"

„Ja, aber außer ihr?"

„Nein, niemand".

Er schüttelte traurig den Kopf und seine Augen wurden feucht.

„Ruhig, Kleiner, nicht weinen!"

Aber er wurde jetzt, nach seinem langen Stillschweigen, von dem Bedürfnis gepackt, seinen Kummer jemand anzuvertrauen, und klagte:

„Das ist nicht gut . . . Ich kann Ihnen alles erzählen. Sie sind so lieb mir mir . . . und es wird mich erleichtern, wenn ich mit Ihnen spreche . . . Mama weiß nichts, sie glaubt, daß ich durch einen unglücklichen Zufall verwundet bin . . . Nun denn; das ist nicht wahr! Ich habe mich töten wollen . . ."

Die Schwester unterbrach ihn durch eine Gebärde:

„Sie weiß es . . ."

„O!"

Er schwieg und sagte dann, den Kopf schüttelnd: „Arme Mutter! . . . Ich habe ihr großen Kummer bereitet! Sie muß mir verzeihen . . . ich kann nichts dafür . . . Ich war so unglücklich. Als jene Frau mich verlassen hatte, glaubte ich, nicht mehr leben zu können. Ich liebte sie so sehr! . . . Sie hätte aus mir machen können, was sie wollte . . . Und Sie sehen, sie weiß, daß ich krank bin, sehr krank und um ihretwillen . . . Sie kommt nicht einmal nach mir sehen. Als ich die Türe knarren hörte und spähend hinsah, erwartete ich sie . . . ich hoffte auf sie. Jetzt bin ich ganz sicher, daß sie nicht mehr kommen wird . . . Es ist besser so . . . Ich werde nicht mehr an sie denken . . . Ich werde sie nicht mehr lieben . . . Nein, ich liebe sie nicht mehr . . ."

Tränen flossen über seine Wangen und straften seine Worte Lügen.

Er dachte nach und begann von neuem:

„Der Selbstmord ist eine große Sünde, nicht wahr, Schwester?"

„Eine sehr große Sünde, die größte".

„Wenn man aber zu unglücklich ist. Sie, die Sie stets zu Gott gebetet haben — Sie verstehen das nicht . . ."

Sie neigte den Kopf, faltete die Hände, ihre Schultern schienen zu beben, die Flügel der Haube flatterten und mit einer so leisen Stimme, daß man nicht wissen konnte, ob nicht vielleicht Tränen durch sie zitterten, sagte sie:

„Still . . . still . . . Ermüden Sie sich nicht . . . Ruhen Sie sich aus, Kleiner . . ."

Der Anfang der Nacht verlief gut. Gegen zwei Uhr regte der Kranke sich.

„Nun, was ist geschehen?" fragte die Schwester, die man aufgeweckt hatte. „Man ist unvernünftig?"

Unzusammenhängende Worte antworteten ihr.

Er sprach hart, ruckweise.

Sie hatte eine seiner Hände in die ihren genommen und streichelte mit der anderen sein schweißbedecktes Gesicht, um ihn zu beständigen.

Er wurde bei dieser Berührung, unter dieser langsamen Liebkosung ruhiger. Seine Stimme klang weniger grell, seine Worte weniger abgebrochen und ihr Sinn wurde klarer. Ein Unterton von Zorn klang bisweilen durch seine Sprache.

„So, also Du bist da? . . . Nun ja . . . ein andermal werde ich früher kommen. Ich bin ein wenig weit gelaufen, um Dir diese Blumen zu bringen . . . Nicht hübsch? . . . Sonntag werden wir zusammen ausgehen, wenn Du willst. Wir werden am Ufer des Flusses frühstücken und frühzeitig nach Hause gehen. Wir werden so viel Zeit haben, um uns zu lieben . . . Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe! Ich liebe Deine Augen, Deine Haare, Deine duftende Haut".

All' das sagte er mit flehender Stimme her, wie ein leidenschaftliches Gebet.

Dann begann er wieder schnell zu sprechen und die Worte durcheinander zu mengen.

Die Schwester hörte all' diese Worte, ohne sie zu unterbrechen, mit verloren ins Weite gerichtetem Blicke an. Es tönte ihr wie eine Musik der Liebe daraus entgegen, über welche das Gebet, das ihre Lippen mechanisch murmelten, hinjang.

Der Kranke ächzte. Plötzlich, da er sich gerade zu beruhigen schien, richtete er sich mit einem ungestümen Satz in die Höhe.

„Was sagst Du da? . . . Ich soll gehen? . . . Nie mehr wiederkommen?"

Er keuchte, sein Atem wurde kurz, mühsam, heiser und diese Art des Röchelns ließ die barmherzige Schwester erbeben.

Sie ergriff ein Lid und näherte sich ihm.

Er war erblaßt, seine Augen unstät, wie wahnsinnig. Tiefe Schatten zogen sich von seinen Wangen bis zu den Mundwinkeln herab. Seine Schläfen schienen einzufallen. Seine schweißglänzenden Haare klebten in einzelnen Strähnen an seiner Stirne und seine schmalen Nasenflügel flogen in so heftigen Stößen, als ob sie das ganze Gesicht ihrem Leutnant zurückgeschickt worden waren.

„Wir dürfen ihn nicht mehr tadeln, meine Herren, sondern wir müssen ihn loben", sagte der Oberst unterdessen zu den Offizieren, die neben ihm hielten, „wir müssen ihn fortwährend loben, denn wenn Seine Majestät, unser hoher Chef, diesen Paademarsch sieht, dann bekommt er unfehlbar vor Entsetzen einen Herzschlag."

Nur der Herr Oberst in seiner Weisheit wußte, weshalb der Leutnant nun plötzlich gelobt werden sollte, und als Leutnant von Bachwitz bei dem nächsten Vorbeimarsch mit seinen Leuten vorüberkam, da rief ihm der Herr Oberst ganz laut zu: „Bravo, Herr Leutnant, so ist es gut, sogar sehr gut."

Und der Herr Major und der Herr Hauptmann eilten dem Leutnant nach, um ihm auch ihrerseits ein lautes Lob zu spenden.

Und das wiederholte sich nicht nur heute, sondern auch fortwährend in den nächsten Tagen.

Der Leutnant schwamm in einem Meer von Entzücken. War es doch wahrhaftig kein Vergnügen gewesen, sich tagaus, tagein wegen einer Sache, die man bei dem besten Willen nicht ändern konnte, von den Vorgesetzten anschnauzen zu lassen. Ja, der Leutnant hatte es schon mehr als hundertmal verwünscht gehabt, überhaupt Offizier geworden zu sein. Und nun wurde er endlich seines Lebens froh: sein Parademarsch war und blieb gut! Durch einen Zufall mußte er ganz von selbst hinter das Geheimnis des Marsches gekommen sein — denn ein lautes „Bravo" lohnte ihn immer aufs neue, wenn er mit seinen Mannschaften vorbeidefilierte.

Da geschah es eines Abends, als er im Kasino mit einem Oberstabsarzt, einem eingefleischten Junggesellen, und mit dem dazugehörigen Dritten seinen Skat spielte, daß der Oberstabsarzt ganz plötzlich zu ihm sagte: „Sie sehen schlecht aus, Bachwitz, ich glaube, Sie hummeln zu viel."

„Aber ich denke doch gar nicht daran", verteidigte der sich.

„Dann steckt jemand etwas in den Gliedern", meinte der Oberstabsarzt, „ich sehe es an dem matten Glanz der Pupillen. Na, wir sprechen ein anderes Mal darüber, jetzt gilt's, einen Grand mit vieren, schwarz angesagt. Ich will Euch jungen Leuten schon zeigen, was eine Harke ist."

Aber als der Grand gewonnen war, kam der Oberstabsarzt doch wieder auf sein Thema zurück. Zuerst leise und vorsichtig, bis er dann endlich bat: „Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, Bachwitz, dann lassen Sie sich morgen mal von mir untersuchen, lediglich der Wissenschaft halber. Es würde mich interessieren, festzustellen, ob das, was ich vermute, auch zutrifft. Stellen Sie sich für meine wissenschaftlichen Zwecke zur Verfügung, zur Belohnung bekommen Sie dann hinterher eine Flasche Sekt."

„Wenn ich mir die so leicht verdienen kann, warum nicht", meinte Bachwitz, und am nächsten Nachmittag klopfte der Oberstabsarzt an ihm herum, preßte ihm sämtliche Finger in die Rippen, bald hier, bald dort, um immer aufs neue zu fragen: „Tut das weh?"

Und als der Oberstabsarzt dem Leutnant wieder einmal seine großen, starken Finger abschicklich mit aller Gewalt in die Weichteile gepreßt hatte, da tat es wirklich weh.

Der Oberstabsarzt machte ein freudestrahlendes Gesicht: „Na, habe ich es nicht gleich gesagt, daß Ihnen was fehlt?" Und ganz glücklich setzte er hinzu: „Ihre Nieren scheinen nicht völlig in Ordnung zu sein."

Der Leutnant bekam es unwillkürlich mit der Angst zu tun und so rief er denn dem Oberstabsarzt zu: „Na, seien Sie so freundlich!"

„Bin ich auch", gab der zur Antwort. „Im übrigen werden Sie daran in den nächsten fünfzig Jahren wohl nicht sterben, aber gleichviel, Vorsicht schadet nichts. Ich werde morgen früh einmal Ihren Urin untersuchen, und von dem Ergebnis wird das weitere abhängen."

Und das Ergebnis war, daß der Leutnant wenigstens vorläufig die Flasche Sekt nicht bekam, auf die er sich während der ganzen Untersuchung gefreut hatte.

„Sie müssen sich den Sekt für die nächsten Wochen vollständig abgewöhnen, überhaupt im Trinken sehr mäßig sein. Nur ganz leichter Mosel mit Selterwasser, und vor allen Dingen, sofort ins Bett! Nicht, weil Sie ernstlich krank sind, sondern damit Sie es nicht werden. Unter keinen Umständen dürfen Sie jetzt Dienst tun, und dieses blödsinnige Paademarschüben ist absolut nichts für Sie, damit können Sie sich den schönsten Knacks holen. Wenigstens für die nächsten acht Tage bedürfen Sie absoluter Ruhe, dann werden wir weiter sehen."

Leutnant von Bachwitz sträubte sich mit Händen und Füßen, er hatte nicht die leiseste Lust, sich ins Bett zu legen, er fühlte sich absolut nicht krank, aber der Oberstabsarzt machte sein ernsthaftestes Gesicht: „Lieber Freund, mit den Nieren ist nicht zu spaßen, die Sache endet fast immer mit einem Herzschlag. Ihre Nieren sind vorläufig nur etwas angegriffen, ich verpflichte mich, sie vollständig auszuheilen, aber nur, wenn Sie meinen Rat befolgen.

So zog der Leutnant seine Uniform aus, zog sich statt des bunten Rockes ein langes, weißes Nachthemd an, legte sich zu Bett und schluckte die Medizin, die der Oberstabsarzt ihm verordnet hatte, und die zwar völlig harmlos war, aber trotzdem niederträchtig schmeckte, damit der Leutnant endlich selbst zu der Ueberzeugung käme, daß er krank wäre.

Aber, je länger der Leutnant über sein Leiden nachdachte, desto klarer wurde ihm, daß ihm nichts fehle. Und mit einem Male wußte er auch, warum man ihn fortwährend gelobt und hinterher doch in das Bett gesteckt hatte: er sollte mit seinem schlechten Parademarsch bei dem hohen Chef des Regiments kein Aergernis erregen!

Das ärgerte den Leutnant natürlich gewaltig, aber er machte trotzdem wieder ein frohes Gesicht, als sein Bursche ihm eines Tages meldete, Seine Majestät, der König, habe den angemeldeten Besuch wieder abgesagt.

„Nun könnt ihr etwas an mir erleben", dachte der Leutnant. „Wenn ihr glaubt, daß ihr mich nun in vierundzwanzig Stunden wieder gesund habt, dann irrt ihr euch sehr."

Und daß er sobald wie irgend möglich wieder gesund werden sollte, bewiesen ihm die Worte, mit denen ihn der Oberstabsarzt bei seinem Erscheinen begrüßte:

„Nicht wahr, lieber Freund, es geht Ihnen heute doch wesentlich besser?"

Der Leutnant blickte anscheinend ganz überrascht auf:

„Warum soll es mir denn heute plötzlich so viel besser gehen? Im Gegenteil, ich fühle mich heute hundsmiserabel!"

Der Oberstabsarzt machte ein ganz verdutztes Gesicht: „Nanu", sagte er endlich völlig verwundert, „was fehlt Ihnen denn, wo haben Sie denn Beschwerden?"

„Selbstverständlich in den Nieren", lautete die Antwort.

„Aber die sind doch vollständig gesund. Das bißchen Grieß, das ich bei der Untersuchung fand, schadet gar nichts, dabei können Sie wenigstens hundert Jahre alt werden!" — wollte der Oberstabsarzt zur Antwort geben, aber er mußte das alles verschweigen. Ja, er mußte sogar tun, als ob der gesunde Kranke wirklich Schmerzen haben könne, und so untersuchte er ihn denn aufs neue, ohne irgendwelche Krankheitssymptome zu finden. Dann aber meinte er:

„Sie müssen sich irren, Herr Leutnant. Sie waren krank, wie krank, das weiß ich am besten, aber jetzt sind Sie vollständig genesen, und spätestens in drei Tagen können Sie wieder Dienst tun".

„Glauben Sie das wirklich?" meinte der Leutnant, „halten Sie es im Interesse meiner Gesundheit nicht für besser, Herr Oberstabsarzt, daß ich einen sechswöchentlichen Urlaub erhalte? Sie haben es ja selbst eben erklärt, Sie wüßten am besten, wie krank ich war, da werden Sie es doch gar nicht verantworten können, mich schon gleich wieder in den Dienst zu schicken".

„Sm— hm", machte der Herr Oberstabsarzt. Dann nahm er, wie immer, wenn er besonders scharf sehen wollte, seine Brille ab, und als er dann dem Leutnant in die Augen blickte, da sah er es: Der Leutnant wußte alles. Aber wenn er, der Herr Oberstabsarzt, der heute mittag von dem Herrn Oberst den strengen Befehl erhalten hatte, den Leutnant innerhalb drei Tagen wieder gesund zu machen, diesem damit kam, daß der Leutnant einen sechswöchentlichen Urlaub verlangte, dann konnte er im Regimentsbureau etwas erleben

So versuchte er denn auf alle mögliche Art und Weise, dem gesunden Kranken den Urlaubsgedanken auszureden, aber er bestand mit solcher Hartnäckigkeit auf seinem Urlaub, daß der Oberstabsarzt sich sagte: Wenn wir ihm den nicht freiwillig geben, dann macht er einen Riesenkrach, und dann sind wir alle blamiert.

So zog der Herr Oberstabsarzt denn sehr bedrückten Herzens auf das Regimentsbureau, um dort Meldung zu erstatten, und als er das getan hatte, bekam der Herr Oberst beinahe einen Schlaganfall: Sechs Wochen Urlaub wollte der Leutnant haben? Sechs Wochen gebrauchte er, um gesund zu werden, obgleich er gar nicht krank war? Da hörte sich denn doch alles auf! Aber als der Oberst dann erfuhr, daß der Leutnant es erraten habe, warum er sich hatte krank melden müssen, da dachte der Vorgesetzte wesentlich anders. Und damit der Leutnant den Mund hielt, erwirkte er ihm den erbetenen Urlaub, aber eins nahm er sich fest vor, sobald der Leutnant vom Urlaub zurück war, wollte er den bei dem Parademarschüben anfahren, daß ihm die Lust vergehen sollte, zum zweiten Male um Erholungsurlaub zu bitten!

Seine Majestät kommt.

Militärhumoreske von Freiberr **von Schlicht.**

Der Herr Oberst hatte das seinem Kommando unterstellte Infanterieregiment mobil gemacht und ließ auf dem großen Kasernenhof Paademarsch üben, daß es schon nicht mehr schön war. Aber es mußte noch schöner werden, wenigstens der Paademarsch, denn kein Geringerer als ein König von Gottes Gnaden und Chef des Regiments hatte seinen Besuch, den er auf der Durchreise der Truppe abstatten wollte, offiziell mitteilen lassen. Das Programm stand in seinen Einzelheiten noch nicht fest, aber daß der Paademarsch nicht fehlen würde, war selbstverständlich. So wurde denn schon heute damit angefangen, diesen zu üben, denn wenn auch noch drei Wochen vergehen würden, ehe Seine Majestät kam: besser war immer besser.

Der Paademarsch war nach der festen Ueberzeugung des Herrn Oberst bei allen Zügen miserabel; am allermiserabelsten aber war er bei dem Zuge des Leutnants von Bachwitz. Das war aber auch weiter gar kein Wunder, denn wie sollten die Leute gut marschieren, wenn ihnen ihr Leutnant mit einem so schlechten Beispiel voranging? Und der Leutnant marschierte tatsächlich drei Prozent unter jedem Schweinehund. Lag es an seiner Haltung, an seinem Beinsatz oder sonst an etwas anderem: das wußten die Vorgesetzten selbst nicht; die wußten nur so viel: dieser Paademarsch war der reine Hohn, und er blieb es auch, trotz aller Ermahnungen und trotz allen Tadelns, denn der Leutnant, der sich die wahnsinnigste Mühe gab, konnte nicht besser marschieren.

Und als der Leutnant nun mit seinen Leuten vorübermarschierte, da fahte der Herr Oberst alles, was ihn im Stillen beschäftigte, zusammen in das Wort: „Unmöglich".

Und diesem „unmöglich" verdankte es der Leutnant von Bachwitz, daß er zum ersten Male, so lange er Offizier war, mit seinen Leuten bei dem Paademarsch nicht zurückgeschickt wurde. Ueber diesem „unmöglich" hatte der Herr Oberst es ganz vergessen, ihm zuzurufen: „Zurück — Marsch, Marsch!"

Der Leutnant war nicht zurückgeschickt worden, und dafür gab es nach seiner Ueberzeugung nur eine Erklärung: sein Marsch war gut gewesen. Stolz und Freude schwellten seine Brust, und ganz glücklich sah er seine Kerls an, die ihn ihrerseits ganz blödsinnig anglotzten, weil sie das Wunder nicht begreifen konnten, daß sie dieselmal nicht mitsamt ihrem Leutnant zurückgeschickt worden waren.

„Wir dürfen ihn nicht mehr tadeln, meine Herren, sondern wir müssen ihn loben", sagte der Oberst unterdessen zu den Offizieren, die neben ihm hielten, „wir müssen ihn fortwährend loben, denn wenn Seine Majestät, unser hoher Chef, diesen Paademarsch sieht, dann bekommt er unfehlbar vor Entsetzen einen Herzschlag."

Nur der Herr Oberst in seiner Weisheit wußte, weshalb der Leutnant nun plötzlich gelobt werden sollte, und als Leutnant von Bachwitz bei dem nächsten Vorbeimarsch mit seinen Leuten vorüberkam, da rief ihm der Herr Oberst ganz laut zu: „Bravo, Herr Leutnant, so ist es gut, sogar sehr gut."

Und der Herr Major und der Herr Hauptmann eilten dem Leutnant nach, um ihm auch ihrerseits ein lautes Lob zu spenden.

Und das wiederholte sich nicht nur heute, sondern auch fortwährend in den nächsten Tagen.

Der Leutnant schwamm in einem Meer von Entzücken. War es doch wahrhaftig kein Vergnügen gewesen, sich tagaus, tagein wegen einer Sache, die man bei dem besten Willen nicht ändern konnte, von den Vorgesetzten anschnauzen zu lassen. Ja, der Leutnant hatte es schon mehr als hundertmal verwünscht gehabt, überhaupt Offizier geworden zu sein. Und nun wurde er endlich seines Lebens froh: sein Parademarsch war und blieb gut! Durch einen Zufall mußte er ganz von selbst hinter das Geheimnis des Marsches gekommen sein — denn ein lautes „Bravo" lohnte ihn immer aufs neue, wenn er mit seinen Mannschaften vorbeidefilierte.

Da geschah es eines Abends, als er im Kasino mit einem Oberstabsarzt, einem eingefleischten Junggesellen, und mit dem dazugehörigen Dritten seinen Skat spielte, daß der Oberstabsarzt ganz plötzlich zu ihm sagte: „Sie sehen schlecht aus, Bachwitz, ich glaube, Sie hummeln zu viel."

„Aber ich denke doch gar nicht daran", verteidigte der sich.

„Dann steckt jemand etwas in den Gliedern", meinte der Oberstabsarzt, „ich sehe es an dem matten Glanz der Pupillen. Na, wir sprechen ein anderes Mal darüber, jetzt gilt's, einen Grand mit vieren, schwarz angesagt. Ich will Euch jungen Leuten schon zeigen, was eine Harke ist."

Aber als der Grand gewonnen war, kam der Oberstabsarzt doch wieder auf sein Thema zurück. Zuerst leise und vorsichtig, bis er dann endlich bat: „Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, Bachwitz, dann lassen Sie sich morgen mal von mir untersuchen, lediglich der Wissenschaft halber. Es würde mich interessieren, festzustellen, ob das, was ich vermute, auch zutrifft. Stellen Sie sich für meine wissenschaftlichen Zwecke zur Verfügung, zur Belohnung bekommen Sie dann hinterher eine Flasche Sekt."

„Wenn ich mir die so leicht verdienen kann, warum nicht", meinte Bachwitz, und am nächsten Nachmittag klopfte der Oberstabsarzt an ihm herum, preßte ihm sämtliche Finger in die Rippen, bald hier, bald dort, um immer aufs neue zu fragen: „Tut das weh?"

Und als der Oberstabsarzt dem Leutnant wieder einmal seine großen, starken Finger abschicklich mit aller Gewalt in die Weichteile gepreßt hatte, da tat es wirklich weh.

Der Oberstabsarzt machte ein freudestrahlendes Gesicht: „Na, habe ich es nicht gleich gesagt, daß Ihnen was fehlt?" Und ganz glücklich setzte er hinzu: „Ihre Nieren scheinen nicht völlig in Ordnung zu sein."

Der Leutnant bekam es unwillkürlich mit der Angst zu tun und so rief er denn dem Oberstabsarzt zu: „Na, seien Sie so freundlich!"

„Bin ich auch", gab der zur Antwort. „Im übrigen werden Sie daran in den nächsten fünfzig Jahren wohl nicht sterben, aber gleichviel, Vorsicht schadet nichts. Ich werde morgen früh einmal Ihren Urin untersuchen, und von dem Ergebnis wird das weitere abhängen."

Und das Ergebnis war, daß der Leutnant wenigstens vorläufig die Flasche Sekt nicht bekam, auf die er sich während der ganzen Untersuchung gefreut hatte.

„Sie müssen sich den Sekt für die nächsten Wochen vollständig abgewöhnen, überhaupt im Trinken sehr mäßig sein. Nur ganz leichter Mosel mit Selterwasser, und vor allen Dingen, sofort ins Bett! Nicht, weil Sie ernstlich krank sind, sondern damit Sie es nicht werden. Unter keinen Umständen dürfen Sie jetzt Dienst tun, und dieses blödsinnige Paademarschüben ist absolut nichts für Sie, damit können Sie sich den schönsten Knacks holen. Wenigstens für die nächsten acht Tage bedürfen Sie absoluter Ruhe, dann werden wir weiter sehen."

Leutnant von Bachwitz sträubte sich mit Händen und Füßen, er hatte nicht die leiseste Lust, sich ins Bett zu legen, er fühlte sich absolut nicht krank, aber der Oberstabsarzt machte sein ernsthaftestes Gesicht:

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130209025/fragment/page=0002